

Michaela Christ

(Un-)Sichtbare Körper. Über die Wirkungsmacht von jüdischen Körperbildern während des Nationalsozialismus.

Eine Ausstellung des Jüdischen Museum Frankfurt zeigte vor einigen Jahren eine umfangreiche Sammlung von Postkarten mit antisemitischen Darstellungen, Abbildungen und Zeichnungen.¹ Die Ausstellung führte vor Augen, wie gängig antisemitische Motive bereits bei der Einführung der Postkarte 1870 im alltäglichen Leben waren. Auf Grußkarten zu Geburtstagen und aus dem Urlaub wurden – mal unzweideutig, mal in Form subtiler Karikaturen – antisemitische Bildpolemiken verbreitet. Die kleinen Zeichnungen, die tausendfach ihren Weg in Privathaushalte gefunden haben mussten (anders lassen sich die zahlreichen Exemplare, die man noch immer auf Flohmärkten erwerben kann, nicht erklären²), zeigen genauso wie wissenschaftsgeschichtliche Forschungen zur Rassenlehre und Anthropologie, dass der spezifisch „jüdische Körper“ keine Erfindung der Nationalsozialisten war.³ Diese griffen für ihre antisemitische Ideologie auf Ideen, wissenschaftliche Forschungen und rassistische Paradigmen zurück, die bereits seit dem 19. Jahrhundert entwickelten. Judenfeindliche Bilddarstellungen freilich gab es bereits im frühen Mittelalter.⁴ Und doch kann man die „Herstellung des jüdischen Körpers“ als nationalsozialistisches Projekt bezeichnen, waren doch Zentrum und Fundament der nationalsozialistischen Weltanschauung der propagierte Unterschied zwischen Rassen, allen voran zwischen „Ariern“ und Juden. Welche Bedeutung und Dimension die Vorstellung von der jüdischen Physiognomie während des Nationalsozialismus, vor allem für die Verfolgten hatte, und welche Auswirkungen dies auf die Praxis der Verfolgung und die Praktiken des Sich-Entziehens hatte, wird im Folgenden zu schildern sein. Juden wurden aus einem einzigen Grund gejagt: weil sie Juden waren. Die nähere Betrachtung der Verfolgungspraxis soll zeigen, dass die rassistische und antisemitische Ideologie auch unmittelbare Auswirkungen auf die Wahrnehmung des „jüdischen Körpers“ hatte.

Die Erziehung des Blicks

Ideologie, Politik und Ikonografie des Nationalsozialismus gingen Hand in Hand und forcierten auf intellektueller, sozialpolitischer und visueller Ebene die Formung „arischer“ Körper auf der einen und jüdischer auf der anderen Seite. Michel Foucault hat gezeigt, dass jegliche Macht darauf dringt, ihre Souveränität durch die Formierung und Zurichtung der Körper zu etablieren. Die vollständige Macht, dies geht aus Foucaults Studie zum Gefängnis hervor, findet ihren Ausdruck im unbarmherzigen Zugriff

auf die Körper der Gegner, denn erst im absoluten Zugriff auf den Leib, sprich auf die körperliche Integrität des Feindes, realisiert sich die Macht endgültig.⁵ Es ist also nicht überraschend, dass die nationalsozialistische Ideologie und Praxis auf die Physiognomie ihrer Gegner abzielte: Zunächst auf die Definition der jüdischen Körpers, dann auf seine Ausgrenzung und Kennzeichnung und schließlich auf deren vollständige physische Zerstörung.⁶

Auf der Ebene des Politischen, die immer auch sichtbare Auswirkungen hatte, fällt unter den Begriff der Formung des Körpers zunächst die Markierung der Opfer. Die Verpflichtung für Juden, den gelben Stern zu tragen, ist sicherlich die Bekannteste dieser Maßnahmen. Manch einer wird sich vielleicht darüber hinaus an das Verbot für Juden erinnern, Trachten zu tragen oder an die Einstellung der Ausgabe für Rasierseife an jüdische Männer, um diese „durch Bärte als Juden erkennbar zu machen“.⁷ Als die Verordnung in Dresden 1942 in Kraft trat, notierte Victor Klemperer in seinem Tagebuch: „6. Februar, Freitag abend. Bei der heutigen Neuausgabe der Seifenkarte (immer für vier Monate) fällt zum erstenmal für Juden die Rasierseife fort. Herrscht solche Knappheit – will man den mittelalterlichen Judenbart zwangsweise wiedereinführen? [...] Hoffentlich macht man sich nicht durch Rasiertheit verdächtig.“⁸

Bei genauerer Betrachtung stellt man fest, dass die Markierungen, die vorgenommen wurden, nicht nur die Körper der Juden näher bestimmten, sondern immer auch ein Gegenüber konstruierten. Sie sagten also auch etwas darüber aus, wie der nichtjüdische, wie also der „arische“ Körper gestaltet sei. Recht schlicht bestand ein Element der nationalsozialistischen „Körperideologie“ darin, zu propagieren, der „arische“ Körper sei gesund und schön, in ihm steckten ein ‚gesunder Geist‘ und eine ‚edle Seele‘. Als schön galten, so zeigen es die zeitgenössischen Darstellungen auf Fotografien und Gemälden, in Kinderbüchern und Schulheften, auf Zeitschriftentiteln und in den Propagandaschriften des Reichs, große, blonde, blauäugige junge Menschen. Ganz offensichtlich fand dieses Schönheitsideal seinen Widerhall in der Bevölkerung, wie das Beispiel des Friseurmeisters Gottlieb Müller aus Frankfurt zeigt.⁹ Dieser unterhielt in den 1930er und 40er Jahren einen gut gehenden Friseursalon. Stets am Puls der Zeit, praktizierte er in seinem Geschäft, was immer gerade in Mode war. Zu Beginn der 30er Jahre galt der bis dahin besonders beliebte Bubikopf, wie ihn etwa Else Lasker-Schüler bekannt gemacht hatte, als Zeichen für die Dekadenz der Weimarer Republik und wurde im Salon nur noch selten nachgefragt. Vielmehr gab es einen neuen Trend: Blondierte Haare und Dauerwelle traten, auch dank der seit der Jahrhundertwende sich rasch entwickelnden Kosmetikindustrie, die Nachfolge des Bubikopfs an.¹⁰ Dazu der Friseurmeister Gottlieb Müller: „Blondieren, das Ganze hat mit der Nazizeit angefangen. ‚Eine deutsche Frau ist blond und raucht nicht.‘ Was denken Sie denn, was mir da in der Zeit in Frankfurt blondiert habe. Was mer mit Wasserstoff dort gemacht habe. Was da aach dazwische alles vorgekomme is. Das die Haare abgebrochen sein usw., gell.“¹¹ Es wäre wohl übertrieben zu behaupten, Frauen hätten sich deshalb die Haare gefärbt, um „arischer“ zu sein. Der Prozess der

Zurichtung der Körper ist vielmehr subtiler. Die Haare wurden aufgehellt, weil dies dem Schönheitsideal der Zeit entsprach. Doch das Schönheitsideal, das in den Friseursalons umgesetzt wurde, knüpfte unmittelbar an die rassebiologischen Vorstellungen vom blonden Arier an.

Demgegenüber fand sich das Zerrbild des hässlichen, dunklen, an Leib und Seele kranken Juden. Auch dieses Bild war allgegenwärtig.¹² Vor allem jüdische Männer wurden als hässlich dargestellt, wobei sich hässlich in diesem Zusammenhang nicht nur auf das Äußere bezog, sondern das Äußere als Ausdruck des ‚krankhaften jüdischen Charakters‘ galt, der Juden in ihren Körper eingeschrieben sei.¹³ Jüdischen Frauen hingegen haftete das Stereotyp der besonderen, wenn auch gefährlichen, Schönheit an; ebenfalls ein Bild, das sich als Motiv bereits über Jahrhunderte durch die europäische Literatur und bildende Kunst zieht.¹⁴

In antisemitischen Karikaturen, bei weitem nicht nur im „Stürmer“, wurden derartige Klischees verbreitet und auch in Schulbüchern fanden sich Abbildungen, auf denen jüdische Kinder auffallend große Nasen und dunkle Augen hatten. Schulbücher, illustrierte Zeitschriften und Postkarten sind Alltagsmedien, die durch viele Hände gehen, hohe Auflagen erreichen und somit beispielhaft für die Durchdringung des Alltags mit judenfeindlichen Abbildungen stehen.

Wie ein „jüdischer Körper“ beschaffen sei, sprich, woran man vermeintlich einen jüdischen Mann oder eine jüdische Frau erkennen könne, wurde indes nicht nur in Alltagsmedien vermittelt. Große Teile der seriösen Wissenschaften beschäftigten sich damit, biologische Unterschiede zwischen den Rassen zu erforschen und auch auf diese Weise, die Körper diskursiv zu erschaffen.¹⁵ Betrachtet man alle gesellschaftlichen Bereiche zusammen, kann wohl kaum ein Zweifel daran bestehen, dass „jüdische Körper“ zu denjenigen Elementen der nationalsozialistischen Ideologie gehörten, von denen alle Angehörigen der deutschen Gesellschaft eine Vorstellung hatten.

Diese Feststellung ist wichtig, denn dort, wo gravierende Unterschiede propagiert werden, wo diese Ausgrenzung, Entrechtung und Gewalt rechtfertigen, müssen die Unterschiede auch für die Allgemeinheit erkennbar werden. Jedes Stigma „funktioniert“ nur, wenn es für die breite Masse der Menschen sichtbar ist. Andernfalls kann es seine Wirkung als Ausgrenzungsinstrument nicht entfalten. Infolgedessen war es Teil der nationalsozialistischen Politik den Blick für das Schöne, das Körperideal und für das Hässliche, Feindliche, das nicht dazugehörte, zu schulen. Eine Schulung war nötig, hatten sich doch bis Ende des 19. Jahrhunderts in Deutschland „Juden in Kleidung, Sprache, Haar- und Barttracht den Nicht-Juden völlig angeglichen und trugen keine äußeren Zeichen von Andersartigkeit mehr“,¹⁶ wie Sander Gilman schreibt. Bilder, Karikaturen, Filme – wie etwa die von Leni Riefenstahl – und die Darstellung von Körpern in der zeitgenössischen Kunst,¹⁷ trugen folglich auch dazu bei, die Wahrnehmung und den Blick gleichermaßen zu trainieren, um den ‚rassisch wertvollen‘ vom

‚minderwertigen‘ Menschen unterscheiden zu können.¹⁸ Dass das „Training“ Früchte trug, zeigt nicht zuletzt das Beispiel der neuen Haarmode. Die steigende Nachfrage nach blondem Haar und Dauerwelle, wie der Friseur Gottlieb Müller sie schilderte, ist gewiss nicht allein auf die neuen chemisch-technischen Möglichkeiten der Friseure zurückzuführen. Sie ist vielmehr auch Folge der Allgegenwart der bipolar inszenierten Körper und Ausdruck des Strebens, zeitgemäßen Körperidealen zu genügen. Sie ist darüber hinaus ein Beispiel dafür, wie sich nationalsozialistische Ideologie und Ikonografie in Alltagshandeln umsetzten und dort wirksam wurden. Rein formal betrachtet war die Veränderung der Frisur nur eine Anpassung an die zeitgenössische Mode und Ästhetik. Im zeitgenössischen Zusammenhang hingegen wurden harmlos blondierte Haare und Dauerwelle zu Zeichen körperlicher Normierung. Ob gewollt oder ungewollt wurde auf der Oberfläche des Leibes die Zugehörigkeit zu einem größeren Ganzen, zum Volkskörper, demonstriert. Praktiken wie das einfache Haare färben können also auch als Grenzziehungen gelesen werden. Grenzziehungen zwischen denjenigen, die zur Dominanzgesellschaft dazu gehörten und denen, die nicht dazu gehörten. Zugehörigkeit und Nichtzugehörigkeit ist etwas, das immer wieder bestätigt und hergestellt werden muss - auch in einer Gesellschaft, deren soziale, politische und kulturelle Teilhabe nach rassistischen Kriterien geordnet war, wie dies für das „Tausendjährige Reich“ vorgesehen war. Die Grenze zwischen Zugehörigkeit zum Volkskörper und Nichtzugehörigkeit, die Grenze also zwischen „Wir“ und „Sie“ wurde markiert durch die öffentliche und permanente Zurückweisung und Verhässlichung der Einen und die damit korrespondierende beständige Aufwertung der Anderen. Selbstverständlich fand dies auch seinen Niederschlag in alltäglichen Praktiken und Schönheitsidealen. Das stets glatt rasierete Gesicht des „arischen“ Deutschen gerät in diesem Zusammenhang zu einem Akt der, wenn man so will, visuellen Grenzsicherung.

Die Wechselwirkung zwischen antisemitischen Gesetzen und sozialer (Körper-) Praxis erfüllte eine wichtige Aufgabe: Sie gab dem utopischen und imaginären Gehalt der NS-Staatsideologie eine Wirklichkeit. Durch sie wurde die Existenz der unterschiedlichen Körper erst beglaubigt und bestätigt, mehr noch, durch sie wurden die Körper überhaupt erst hergestellt.¹⁹

Man sieht, was man weiß

Das „Wissen“ um den jüdischen Körper begleitete die Deutschen auf ihren Kriegszügen und fand überall Anwendung, wo Juden verfolgt wurden. Für Deutschland schildert besonders Viktor Klemperer sehr eindrücklich die Verfolgung entlang antisemitischer Körperstereotype in seinen Tagebüchern.²⁰ Ganz gleich welches von den Deutschen besetzte Land man näher betrachtet, ob Polen,²¹ Frankreich,²² die Ukraine²³ oder die Niederlande,²⁴ allerorten nutzten deutsche Beamte, Soldaten, Polizisten oder SS-Männer ihre „Kenntnisse“ über den „jüdischen Körper“. Vergleichsweise deutlich

kommt dies in den Briefen zum Ausdruck, die deutsche Militärangehörige nach Hause schrieben. So tauchen im folgenden Auszug aus einem Brief, den ein Polizist aus Polen im November 1939 an seinen Bruder geschrieben hatte, gleich mehrere antisemitische und rassistische Bilder auf: *„Und dann haben wir tüchtig unter den Juden aufgeräumt; gekeilt haben wir, dass mir heute noch beide Hände wehtun. Aber es tat auch bitter Not, denn die Juden und Polacken machen uns das Leben sehr schwer. Rabbinerbärte haben wir zu Dutzenden abgeschnitten, und wenn sie uns heute sehen, flitzen sie wie die Wilden, denn wir holen sie zu jeder Arbeit heran. Bis heute habe ich mir noch keine Stiefel putzen brauchen. Und erst die schönen Jüdinnen, die müssen unsere Zimmer auf den Knien schrubben, Toiletten sauber machen und Kartoffeln schälen; es steht immer einer mit dem Knüppel dahinter.“*²⁵ Es gibt, eine ausgesprochen dünne Quellenlage ist wohl hier einer der Hauptgründe, noch wenig Forschung zur sexualisierten Gewalt an jüdischen Frauen und Mädchen insbesondere während der Kriege gegen Polen und die Sowjetunion. Vorstehende, durchaus als sexuelle Anspielung interpretierbare Zeilen, sind ein Indiz dafür, dass es sexualisierte Gewalt in größerem Umfang gegeben hat. Inwieweit das Stereotyp der „schönen Jüdin“ hierbei eine Rolle spielte, kann indes an dieser Stelle nicht geklärt werden. Jean Paul Sartres Notiz zu diesem antijüdischen Motiv scheint gleichwohl plausibel.²⁶ Er schreibt: *„In den Worten ‚eine schöne Jüdin‘ liegt eine ganz andere sexuelle Bedeutung, ganz anders als in den Worten ‚schöne Rumänin‘, ‚schöne Griechin‘, ‚schöne Amerikanerin‘. Es geht von ihnen ein Hauch von Massaker und Vergewaltigung aus. Die schöne Jüdin ist die, welche die Kosaken an den Haaren durch ihr brennendes Dorf schleifen.“*²⁷

Die Idee vom „jüdischen Körper“ wurde in mehrfacher Hinsicht wirkungsmächtig und Teil der nationalsozialistischen Verfolgungspraxis. Zum einen zielte die Gewalt oftmals auf als jüdisch geltende Körperteile, zum anderen wurde die Vorstellung von der Gestalt der „jüdischen Körper“ zur Richtschnur wenn es darum ging, diejenigen zu finden, die mit falscher Identität versuchten, der deutschen Vernichtungspolitik zu entkommen.

Njuma Anapolski erlebte als 15jährige die ersten Wochen der deutschen Besatzung im ukrainischen Städtchen Korez: *„Eines Tages wurden vor der großen, schönen Synagoge alle Rabbiner zusammengetrieben. Sie wurden in Gruppen zu jeweils zwei drei Mann eingeteilt und dann zu den übrigen Synagogen getrieben. Dort wurden sie gezwungen, die Thorarollen und die heiligen Bücher auf die Straße zu tragen, mit Benzin zu übergießen und anzuzünden. Einige der Rabbiner weigerten sich diesen Befehl auszuführen. Sie wurden zu Tode geprügelt oder erschossen. Manche von ihnen starben an gebrochenem Herzen, da sie die Verhöhnungen und Quälereien nicht ertragen konnten. Diejenigen, die am Leben blieben, wurden vor dem Hintergrund der brennenden Thorarollen fotografiert. Die Peiniger zwangen diese unglücklichen Menschen, sich gegenseitig die Bärte zu scheren und in das Haupthaar ein Kreuz zu schneiden.“*²⁸ Männer, wie in diesem Zitat geschildert, die als Juden zu

erkennen waren – etwa orthodoxe Juden mit Bärten und Schläfenlocken –, wurden häufig als erste Opfer antijüdischer Gewalt. Dabei richtete sich die Gewalt vielfach explizit gegen als jüdisch geltende Körpermerkmale, die Teil religiöser Praxis waren und vor allem Männer betrafen. Der ehemalige Schutzpolizist Hans K. sagt in einer Vernehmung über einen Polizeieinsatz Anfang 1940 im polnischen Sosnowiec aus: *„Die Juden mussten zunächst stundenlang am Boden mit dem Gesicht nach unten liegen. Einige meiner Kameraden schnitten sehr vielen Juden die Bärte mit der Rasierklinge ab. Es sind Schüsse gefallen, wobei einige Juden getötet worden sind. Der Grund weshalb diese Juden getötet worden sind, ist mir nicht bekannt. In unmittelbarer Nähe war ich bei einer Tat, als der Betreffende einem Juden mit einer Rasierklinge den Bart abschnitt und ihn derartig verletzte, dass man bei ihm die Speiseröhre sah.“*²⁹ Das, was der einstige Polizist erzählt, ist die äußerst drastische Version eines immer wieder kehrenden Motivs (das im Übrigen auch auf zahllosen Fotografien von Wehrmachtssoldaten zu finden ist³⁰). Deutsche aller militärischen Gliederungen verhöhnten jüdische Männer, indem sie sich über deren Bart- und Haarwuchs lustig machten. Vor allem Bärte waren häufig Gegenstand von Demütigung und Verhöhnung der Opfer. Besonders orthodoxe, osteuropäische Juden, die, ihren religiösen Gesetzen folgend, Bärte und Schläfenlocken trugen und damit dem Raster der antisemitischen Körperbildern entsprachen, waren das Ziel grausamer Demütigungen und Schikanen. *„So wurde ein Rabbiner auf einem Wagen durch die Stadt gefahren, er trug den Gebetsmantel und in den Händen ein Schild mit der Aufschrift ‚Wir Juden wollten diesen Krieg‘. Um den Wagen herum waren alte, bärtige Juden mit Besen in den Händen. Deutsche Soldaten und Polizisten schnitten orthodoxen Juden die Bärte ab oder rissen sie sogar aus. Maucy Goldman beschrieb in seinen Erinnerungen, wie in einer öffentlichen Küche, in der arme Juden verköstigt wurden, Deutsche einem alten Mann den Bart anzündeten.“*, schildert Andrea Löw Szenen aus den ersten Monaten im Ghetto Litzmannstadt.³¹

Man könnte, zumal in Kenntnis dessen, was noch kommen sollte, das Abschneiden, Abbrennen oder Ausreißen der Bärte als Geschmacklosigkeit, Beleidigung oder weniger schlimmen Eingriff in die körperliche Integrität beschreiben, und es dabei bewenden lassen. Jedoch scheint die Häufigkeit, mit der diese Verletzungen beschrieben und fotografiert wurden, noch auf Anderes zu verweisen. Orthodoxen Juden gilt den Bart wachsen zu lassen als religiöse Pflicht und das Abschneiden desselben als Bruch mit der jüdischen Lehre.³² Selbst wenn das Abschneiden des Bartes auf der phänomenologischen Ebene eine eher geringfügige Verletzung darstellt, wiegt doch der symbolische Gehalt der Handlung schwer: Die Verletzungen werden gezielt dort zugefügt, wo jüdische Identität ihren körperlichen Ausdruck findet. Das heißt, die Eingriffe in die körperliche Integrität beabsichtigen nicht irgendein Quälen, nur um des Schmerzes Willen, vielmehr richtet sich die Gewalt planvoll gegen das, was als *jüdischer Körper* erkannt wird. Es sind diese Akte der Gewalt, an denen deutlich wird, dass

das, was den Menschen widerfährt, ihnen aus keinem anderen Grund angetan wird, als deshalb, weil sie Juden sind. Spätestens hier tritt die kommunikative Dimension der Gewalt hervor. Gewalt spricht und zwar in diesem Fall nicht nur zu den unmittelbaren Opfern. Das Abschneiden der spirituell und religiös bedeutsamen Haare und Bärte ist auch an die jüdischen Gemeinden als Ganze gerichtet, verkünden die Akte der Gewalt doch allen potenziellen Opfern: „Wir tun dies, weil wir es können, wollen und dürfen – jederzeit.“

Körper unter Verdacht

Das „Wissen“ um die Existenz und die spezifischen Merkmale des jüdischen Körpers wurde nicht nur genutzt, um Juden als Juden zu demütigen und zu verletzen. Es diente den Tätern auch als Werkzeug, wenn es darum ging, diejenigen aufzuspüren, die sich der Verfolgung entziehen wollten. Jüdische Männer, Frauen und Kinder, die sich versteckten, oder mit einer polnischen, ukrainischen oder französischen Identität überleben wollten, versuchte man mit Hilfe der rassistischen Vorstellungen über ihre vermeintlich spezifisch jüdischen Körper habhaft zu werden.³³ Häufig genügten der Verdacht und ein „jüdisches Aussehen“, um von der Straße weg verhaftet zu werden oder wie im ukrainischen Grischkowitz, um gleich ermordet zu werden. In der Kleinstadt in der Nähe von Berditschew holte man alle Kinder aus dem Waisenhaus, die dunkle Augen und Haare hatten und erschoss sie.³⁴

Vor allem jüdische Männer, die sich vor den Nazis verbargen, waren der Beschneidung wegen besonders gefährdet. Die Fülle der Berichte in denen geschildert wird, wie als Juden Verdächtige ihre Hosen herunter lassen mussten, um zu kontrollieren, ob sie beschnitten – und der Logik zufolge jüdisch – seien, spricht dafür, dass dies eine sehr gängige Methode gewesen ist, Juden als Juden zu identifizieren. Die Beschneidung jüdischer Knaben am achten Tag nach der Geburt ist ein unveränderliches und vor allem deutlich sichtbares Zeichen der Religionszugehörigkeit. Der Historiker Klaus Hödl schreibt, wie sich das Bild vom männlichen Juden bereits im 19. Jahrhundert veränderte und die Beschneidung auch eine säkulare Zuschreibung erfuhr: *„Aus der ‚Beschneidung‘ als Manifestation der speziellen Rolle der Juden vor Gott wurde das ‚Beschnittensein‘ als Ausdruck ihrer spezifischen ‚Körperlichkeit‘. Der Zustand des Beschnittenseins schien dem jüdischen Körper eingeprägt zu sein. Man meinte sogar, dass die Juden des Öfteren bereits ohne Vorhaut zur Welt kämen.“*³⁵ Wie gängig diese Vorstellung unter den nationalsozialistischen Deutschen verbreitet war, oder ob schlicht die damals flächendeckend verbreitete Praxis der Beschneidung jüdischer Knaben ihre Handlung motivierte, lässt sich nicht mehr feststellen. Wie dem auch sei, in den retrospektiven Schilderungen von Enttarnungsszenarien wird die Einheit von beschnittenem Penis und jüdischer Identität als gegeben vorausgesetzt. Es galt: Wer beschnitten ist, ist jüdisch und wer jüdisch ist, ist beschnitten. Wie grausam die Misshandlungen sein konnten, war jemand als Jude „erkannt“ worden,

illustriert das folgende Beispiel, in der Beschreibung von Jakow Kaper, der, selbst jüdischer Herkunft, in der Roten Armee Dienst tat und gleich zu Beginn des Krieges in deutsche Kriegsgefangenschaft geriet. Über einen Mitgefangenen berichtet er folgendes: *„Man fing an, den Juden zu verhöhnen. Ein Deutscher schrie: ‚Jude!‘ Sofort zog man ihm seine Hose herunter, um sich zu vergewissern. Ein anderer schlug vor, ihn nochmals zu beschneiden. Alle lachten laut, man zog ein Messer und schnitt.“*³⁶ Thomas Blatt, der mit einigen anderen Männern versuchte, von Polen nach Ungarn zu fliehen, schreibt über die Situation, als die Gruppe in eine deutsche Kontrolle geriet: *„Jeder von uns wurde gefragt: ‚Bist du Jude?‘ Natürlich gab es niemand zu, also mussten wir uns ausziehen. Die nackten Tatsachen bewiesen: Wir waren alle beschnitten.“*³⁷

Die Macht in Frage stellen

Der Praxis der Verfolgung entlang rassistischer und antisemitischer Körperstereotype steht eine Praxis des Tarnens und Verschleierns der als jüdisch definierten Körpermerkmale gegenüber. Bis hierher wurde argumentiert, dass der Körper ein Ort ist, an dem Macht sich manifestiert und an dem Macht ausgeübt wird. In der Reaktion der Opfer auf die Verfolgung wird sichtbar, dass der Körper auch ein Ort ist, an dem die Macht in Frage gestellt wird – zum Beispiel durch die Praktiken des Verbergens. Mehr noch als aus den Berichten der Täter wird aus den Beschreibungen der Opfer deutlich, wie mannigfaltig die Vorurteilsstrukturen gewesen sind. Der „jüdische Körper“ wurde mit sehr vielen unterschiedlichen Merkmalen identifiziert und entsprechend divers sind auch die Modifikationen die vorgenommen wurden. Man schnitt und färbte Haare, kämmte sie glatt und bleichte sie, wenn auch nicht immer mit Erfolg, wie Emanuel Ringelblum schrieb: *„denn die Agenten untersuchten die Haarbüschel. In der Praxis erwies es sich, dass die Platinblonden größeren Verdacht erregten, als die Brünetten.“*³⁸ Viele Frauen trugen Kopftücher oder Hüte. Männer wiederum rasierten sich den Bart oder versuchten anderweitig die Haare zu verbergen. *„Trotz der Gewaltausbrüche brachten es viele religiöse Juden nicht über sich, ihren Bart abzurazieren. Sie begannen stattdessen, sich Tücher um den Kopf zu wickeln, als hätten sie Zahnschmerzen.“*³⁹ Man bandagierte Gesichter, um Nasen zu verbergen oder gleich das ganze Gesicht. Menschen stellten sich stumm, um sich nicht durch einen deutlichen jiddischen Akzent zu verraten. Janina Bauman, die sich mit Mutter und Schwester in Warschau von einem Versteck zum nächsten hangelte, begegnete dem Stereotyp von den „traurigen jüdischen Augen“ mit einiger Kreativität: *„Es war ein klarer Tag. Die Jagd nach den Juden befand sich auf dem Höhepunkt, und unsere angsterfüllten Augen wirkten jüdischer als je zuvor. Tief bekümmert grübelten wir, wie wir es anstellen sollten, unbehelligt Zinas Wohnung zu erreichen. Recht überraschend kam die beste Idee von Klara. Es seien jetzt viele Verwundete in Warschau, sagte sie; manche trauerten um ihre Lieben, die bei dem jüngsten Bombenangriff ums Leben gekommen waren. Wir begriffen sofort.*

*Aus ihrer geräumigen Kommode grub Oma Sokolnicki einen schwarzen Hut mit einem feinen schwarzen Schleier aus, den sie bei Trauerfällen in der Verwandtschaft trug. Klara holte den Erste-Hilfe-Kasten der Familie. Mutter war die Trauernde, die ihr Gesicht hinter dem Schleier verbarg. Sophie spielte die Verwundete. Ihr halbes Gesicht einschließlich der Nase war dick bandagiert; nur ein schwarzes Auge blickte traurig aus dem Verband – in einer solchen Lage durfte man schon traurig blicken. Rasch kamen wir überein, dass ich unverkleidet gehen sollte.*⁴⁰

Aus Sorge um ihre Söhne verkleideten Mütter ihre Jungen als Mädchen, in der Hoffnung sie so vor den verräterischen Leibesvisitationen zu schützen. Judith Ehrman-Denes, lebte mit ihrer Mutter und ihrem 18 Monate alten Bruder mit falschen Papieren in Budapest. Der Tarnung wegen musste der blond gelockte Knabe Mädchenkleider tragen. Doch erwachsen aus der „Geschlechtsumwandlung“ auch Schwierigkeiten, wie Judith Ehrman-Denes nach dem Krieg berichtete: *„Mein Bruder, der zu dieser Zeit bereits gelernt hatte, im Stehen zu pinkeln, musste sich nun wieder setzen. Sie dürfen nicht vergessen, es gab keine Toiletten. Also musste er wieder lernen auf dem Nachttopf zu sitzen. Glücklicherweise fing er erst sehr spät an zu sprechen, so dass er nichts verraten konnte. Er machte jedes Mal ein große Sache aus dem Pinkeln, aber niemand wusste weshalb, denn meine Mutter hatte niemandem erzählt, dass er ein Junge war. Es gab viele Probleme und Ängste, dass, Gott behüte, dieses Kind seinen Reißverschluss öffnen oder die Hosen herunterlassen würde.*⁴¹

Juden besorgten sich die Kleider der lokalen nichtjüdischen Bevölkerung, lernten Gesten und die Bedeutung bestimmter Ausdrücke. Vor allem in sehr katholisch geprägten Gebieten stellte viele Untergetauchte, die mit christlicher Identität überleben wollten, ihre Unkenntnis christlicher religiöser Bräuche vor große Probleme. Ohne einen angemessenen religiösen Habitus, in dem sich die Selbstverständlichkeit langjähriger christlicher Erziehung und religiöser Praxis spiegelt, konnte man sehr schnell Verdacht erregen. Eine Kirche zu betreten und zum Beispiel nicht zu wissen, wie man sich bekreuzigt, wann man die Stirn mit Weihwasser benetzt, welche Gebete und Gesänge passend sind, oder zu welchem Teil des Gottesdienstes man knien, sitzen oder stehen soll, machte die Kirche und alles mit dem Katholizismus verbundene für viele untergetauchte Juden zu einem großen Risiko. Es bedurfte einiger Kreativität, diese Unkenntnis auszugleichen, wie es beispielsweise Rosa Sirota, die aus Polen mit ihren Eltern in die Ukraine geflohen war, und dort mit falscher Identität zu überleben suchte, schildert: *„Wir mussten leben und uns benehmen wie Christen. Man erwartete von mir, zur Beichte zu gehen, denn ich war in dem Alter, in dem man schon zur Kommunion gegangen war. Ich hatte nicht die leiseste Ahnung, was ich tun sollte, aber ich fand einen Ausweg. Ich schloss Freundschaft mit einigen ukrainischen Kindern und sagte zu einem Mädchen: ‚Sag mir, wie ihr in der Ukraine zur Beichte geht, dann sag‘ ich dir, wie man das in Polen tut.‘ Und so erzählte man mir, was*

man tun und sagen sollte. Dann sagte sie: ‚Wie macht ihr das in Polen?‘ Ich sagte: ‚Genau so, nur eben auf Polnisch.‘⁴²

Pierre Bourdieu hat den Habitus als das „Körper gewordene Soziale“ bezeichnet und immer wieder herausgearbeitet, dass der Körper ein Speicher sozialer und kultureller Erfahrungen ist.⁴³ In diesem Sinn ist auch der Körper ein Kommunikationsmedium. Über unseren Körper drücken wir durch Körperschmuck, Haartracht, Kleidung, Tätowierung, Beschneidung und auch durch unsere Bewegungen und Gesten die Zugehörigkeit zu sozialen und gesellschaftlichen Gruppen aus. Die Zugehörigkeit zu einer Gruppe oder, in diesem Fall religiösen Gemeinschaft wird dem Körper über die kulturelle Praxis der Religionsausübung eingeschrieben. Die Routine des Sich-Bekreuzigens, des Kniebeugens und anderer christlicher Rituale bringt Körperwissen hervor, das es für diejenigen, die die Zugehörigkeit zur Mehrheitsgesellschaft nur simulierten, sehr schwer machte.

Aus der Aufzählung der verschiedensten Tarnungsaktivitäten kann man folgern, dass in Zeiten der Verfolgung, die sich auch entlang körperlicher Merkmale organisiert, die Umgestaltung des eigenen Körpers zur Notwendigkeit gerät und der modifizierte, an die Körperideale der Dominanzgesellschaft angepasste Leib zur Überlebensressource wird. Die NS-Herrschaft zwang jüdische Männer und Frauen unsichtbar zu werden, wollten sie überleben, das heißt, ihre jüdisch konnotierten Körpermerkmale mussten verschwinden. Es galt den Leib von allem als ungewöhnlich und auffällig Geltendem zu befreien, ihn, soweit es die Physis erlaubte, den Normen der Definition setzenden Gesellschaft anzupassen. Ein stetig wachsender Verfolgungsdruck und immer gefährlichere Möglichkeiten zur Flucht führten auch zu invasiven Körpermodifikationen. Man versuchte etwa auch krumme oder lange Nasen operativ zu verändern, wobei dies sicherlich Kontakte und finanzielle Mittel erforderte, die nur einer kleinen Minderheit zur Verfügung standen. Emanuel Ringelblum schreibt über die Überlegungen, die dahingehend im Warschauer Ghetto angestrengt wurden: *„Im Ghetto wurden Studien durchgeführt, um festzustellen, woran man einen Juden oder eine Jüdin erkennen könne. Das Ergebnis dieser Studien, dieser fortwährenden Gespräche im Ghetto, war das folgende: Den Juden erkennt man an der Nase, an den Haaren und an den Augen. Was die jüdische Nase betrifft, die meist lang und gebogen ist, so wurden von einigen besondere chirurgische Eingriffe gemacht. Doch die Voraussetzungen dazu fehlten im Ghetto und außerdem ist die Operation sehr teuer.“⁴⁴*

Der bereits erwähnte Thomas Blatt wollte sich vor den Nationalsozialisten schützen, indem er seine Beschneidung zu verbergen suchte: *„Besser als jeder [gefälschte, - Anm. M.C.] Ausweis war eine unbeschnittene Vorhaut; meine aber war entsprechend dem jüdischen Brauch an meinem achten Lebensstag weg geschnitten worden. Fünfzehn Jahre lang war das für mich selbstverständlich gewesen, eine Woche vor meiner Abreise aber hatte ich beschlossen, etwas dagegen zu unternehmen: Jeden Abend vor dem Zubettgehen zog ich das, was von meiner Vorhaut übrig geblieben war, hoch und*

*schnürte es mit einem Bindfaden zusammen, damit es nicht zurückrutschte. Ich hoffte, dass sich meine Vorhaut dehnen und so bleiben würde oder dass es zumindest schwieriger zu erkennen sein würde, dass ich beschnitten war.*⁴⁵ Indes hatten seine Bemühungen, die Beschneidung unsichtbar zu machen wenig Erfolg: „*Statt dessen aber schwoll mein Penis an und entzündete sich.*“⁴⁶

Er war nicht der Einzige, der sich daran machte, den Makel der Beschneidung rückgängig oder wenigstens unsichtbar zu machen. Einem Millionenpublikum bekannt wurde ein ähnliches Unterfangen durch den Spielfilm „Hitlerjunge Salomon“, in dem das Überleben des polnischen Juden Sally Perel verfilmt wurde. Der junge Perel versuchte, seine Vorhaut selbst wieder zusammenzunähen.

Beate Kosmala berichtet, dass es in Polen auch fachkundige Hilfe auf dem Gebiet der Chirurgie gegeben hatte. Sie schreibt, ein polnischer Arzt, Dr. Felix Kanabus, habe Gesichtsoperationen vorgenommen und auch „Spezialoperationen“ durchgeführt, „um Beschneidungen unsichtbar“ zu machen. Er soll mehr als 80 Eingriffe durchgeführt haben.⁴⁷

dein goldenes Haar Margarete/ dein aschenes Haar Sulamith

(...)

*der Tod ist ein Meister aus Deutschland sein Auge ist blau
er trifft dich mit eiserner Kugel er trifft dich genau
ein Mann wohnt im Haus dein goldenes Haar Margarete
er hetzt seine Rüden auf uns er schenkt uns ein Grab in der Luft
er spielt mit den Schlangen und träumet der Tod ist ein Meister
aus Deutschland*

*dein goldenes Haar Margarete
dein aschenes Haar Sulamith*⁴⁸

Es gibt biologisch gesehen weder einen arischen noch einen jüdischen Körper. Gerade deswegen erscheint es bemerkenswert, dass alle hier geschilderten Handlungen mit der Existenz eines jüdischen – und damit auch eines arischen - Körpers begründet werden. Wie existenziell bedeutsam der Glaube an das Vorhandensein beider innerhalb des nationalsozialistischen Terrorsystems gewesen ist, scheint auch im bekanntesten Gedicht über den Mord an den europäischen Juden, in Paul Celans Todesfuge, auf. Dort sind die Augen des Todes, der ein „Meisters aus Deutschland“ ist, blau. Er schreibt einer blonden Margarete, gewissermaßen dem Prototyp einer deutschen Frau, die im Gedicht einer jüdischen Frau, Sulamith, gegenübergestellt ist: dein goldenes Haar Margarete/ dein aschenes Haar

Sulamith. Celan verdichtete in seiner Ballade ein Denkmuster, das, reduziert auf wenige Worte – blaue Augen, goldenes und aschenes Haar – noch jedem Nachkriegsleser vertraut sein dürfte.

Der antisemitisch und rassistisch strukturierte nationalsozialistische Alltag veränderte, wie eingangs geschildert, die Wahrnehmung und schulte den Blick der Täter. Die antisemitisch strukturierte Gewaltpraxis nun, veränderte auch die Wahrnehmung der Opfer über ihre Körper. Feststellen lässt sich dies unter anderem daran, wie auf den eigenen Körper geblickt wurde: *„Männer machten den Frauen Komplimente, in denen öfters Aussagen wie die folgenden fielen: ‚Du hast etwas richtig Arisches an dir‘ oder ‚Ich schwöre dir, du hast makellose Bauernzüge.“*⁴⁹ Nicht mehr die ästhetischen Kriterien der eigenen sozialen Gruppe waren der Maßstab von Selbst- und Fremdbeurteilung, vielmehr sind es die Kriterien der Definition setzenden Gesellschaft, die zum Maßstab wurden. Der unter polnischen Juden offenbar gängige Begriff des „guten Aussehens“ mit dem alles „nicht jüdische“ bezeichnet wurde, zeigt auch, wie sehr die Umstände die Perspektive der Beteiligten auf sich selbst bestimmten. Kurz gesagt: In Zeiten der Verfolgung betrachteten sich viele der Opfer mit den Augen der Täter. Kein Wunder, hingen doch Leib und Leben davon ab, Situationen richtig einzuschätzen. Doch es deutet einiges darauf hin, dass es nicht nur ein instrumentelles Verhältnis ist, das viele der Opfer zur Vorstellung des „jüdischen Körpers“ hatten. Die Überlieferungen der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen lesen sich in der überwiegenden Mehrzahl nicht, als stünde dort, „die Nationalsozialisten dachten, Juden sähen so aus, daher versuchte ich dem nicht zu entsprechen.“ Beispiele wie das folgende Zitat aus einem Tagebuch eines jüdischen Mannes aus dem Lemberger Ghetto legen vielmehr nahe, dass auch viele Juden selbst von der Existenz eines spezifisch „jüdischen Körpers“ ausgingen. *„Ich erinnere mich, wie ich einmal nach der Arbeit meine sechsjährige Nichte tränenüberströmt antraf. Auf meine Frage schluchzte sie schwer atmend: ‚Rysiek hat gesagt, ich sehe aus wie eine echte Jüdin.‘ Ich dachte, na ja, die großen, ein wenig melancholisch, verträumten, schwarzen Augen verraten dich schon.“*⁵⁰

Man kann davon ausgehen, dass Vorstellungen vom „jüdischen Körper“ auch vor dem Nationalsozialismus innerhalb jüdischer Gemeinden gegeben hat, ebenso wie es diese heute noch gibt.⁵¹ Und mindestens ebenso sicher kann davon ausgegangen werden, dass die Praxis der Verfolgung und die korrespondierende Tarnung der Körpers entlang antisemitischer und rassistischer Vorurteilmuster nachhaltige Wirkung auf die Selbstwahrnehmung der Opfer hatte. Wenn soziale Praxis – auch gewalttätiges Handeln ist soziales Handeln – Wahrnehmungen beeinflusst und verändert, so muss man schließen, dass auch die bisher geschilderten Prozesse der Verfolgung und der Tarnung und Verschleierung Auswirkungen auf die Beteiligten hatten. Körper sind nun einmal Orte der Vergesellschaftung und auch der Internalisierung von Ordnung. Dass sich Ordnungen in Körper einschreiben hat Pierre Bourdieu eindrucksvoll gezeigt. Die vorangestellten Beispiele illustrierten nur, auf welche Weise die nationalsozialistische Verfolgung unmittelbar auf die Körper der Akteure wirkte.

Gleichzeitig ist die Verfolgungspraxis entlang körperlicher Merkmale in Wechselwirkung mit den Reaktionen der Opfer ein Beispiel für die Dynamiken, die die Gewalt hervorbringt und für das schöpferische Potential von Gewalt.

Dass eine gute körperliche Konstitution eine ungemein wichtige Überlebensressource war, ist aus der Forschung zu den Konzentrationslagern hinreichend bekannt. Junge und kräftige Menschen hatten gegenüber Schwachen, Alten, Kranken oder Kindern deutlich bessere Chancen unter den mörderischen Zuständen in den Lagern zu existieren. Die Bedeutung des Aussehens ist damit in gewisser Hinsicht vergleichbar. Belegt ist dies zum Beispiel auch durch die Forschung zum Überleben jüdischer Kinder. Debórah Dwork schreibt über zwei klandestine Organisationen die in Holland und Frankreich versuchten, Familien zu finden, welche bereit waren, jüdische Kinder aufzunehmen und bei sich zu verstecken. Angehörige beider Organisationen berichteten nach dem Krieg, dass jüngere Mädchen sehr viel leichter zu vermitteln waren, als ältere, in aller Regel beschnittene, Jungen. Kinder, die noch nicht sprechen konnten – und damit nicht Gefahr liefen, sich und ihre Gasteltern etwa durch das Singen jüdischer Lieder zu verraten – wurden ebenfalls bevorzugt aufgenommen, wie solche, die nicht jüdisch aussahen.⁵² Oft ist geschrieben worden, es habe während des Nationalsozialismus in Europa kaum einen sicheren Ort für Juden gegeben. Wie sehr dies zutrifft, zeigen die Überlegungen zum „jüdischen Körper“. Angesichts der Verfolgung entlang rassistischer und antisemitischer Körperstereotype gilt dies auch für den Körper selbst. Er mochte von robuster Statur, bei guter Gesundheit, frei von Gebrechen und auch sonst recht widerstandsfähig sein – trug der Leib Zeichen jüdischer Identität, oder ähnelte er den Vorstellungen vom Jüdischen wurde der eigene Leib zu Gegner – verwandelte sich die Überlebensressource in ein Lebensrisiko.

¹ Gold, Helmut/Heuberger, Georg (Hg.): Abgestempelt. Judenfeindliche Postkarten. Kataloge der Museumsstiftung Post und Telekommunikation Band 4, Frankfurt/Main 1999.

² Gold/Heuberger, Abgestempelt, 1999, S. 11.

³ Kaupen-Haas, Heidrun/Saller, Christian (Hg.): Wissenschaftlicher Rassismus. Analysen einer Kontinuität in den Human- und Naturwissenschaften. Frankfurt/Main, New York 1999; Weindling, Paul: Health, Race and German Politics Between National Unification and Nazism 1870-1945, Cambridge 1989.

⁴ Klein, Peter K.: "Jud, dir kuckt der Spitzbub aus dem Gesicht!" Traditionen antisemitischer Bildstereotype oder die Physiognomie des 'Juden' als Konstrukt, in: Gold, Helmut/ Heuberger, Georg (Hg.): Abgestempelt. Judenfeindliche Postkarten, Frankfurt am Main 1999, S. 43-78, hier S. 43.

⁵ Foucault, Michel: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt/Main 1976.

⁶ Weindling, Health, 1989; Weingart, Peter/Kroll, Jürgen/Bayertz, Kurt: Rasse, Blut und Gene. Geschichte der Eugenik und Rassenhygiene in Deutschland, Frankfurt/Main 1992.

⁷ Meirer, Albert: "Wir waren von allem abgeschnitten": Zur Entrechtung, Ausplünderung und Kennzeichnung der Berliner Juden, in: Beate Meyer/Hermann Simon (Hg.): Juden in Berlin 1938-1945, Berlin 2000, S. 89-106, hier S. 101.

⁸ Klemperer, Viktor: Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1933-1941, Berlin 1995, S. 19 (Band 2).

⁹ Blumenthal, Bernd: Rasiermesser, Kamm und Schere. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des ländlichen Frisörhandwerks, o.O. 1993. Für den Hinweis auf die neue Mode des Blondierens danke ich Alexander Schug.

¹⁰ Zur Entwicklung der „Handwerke des Körpers“ siehe: Rottleb, Bernhard: Chemische Plauderei über Drogen, Chemikalien, Kosmetik für den Friseur, Berlin 1937; Stolz, Susanna: Die Handwerke des Körpers. Bader, Barbier, Perückenmacher, Friseur. Folge und Ausdruck historischen Körperverständnisses, Marburg 1992.

¹¹ Blumenthal, Rasiermesser, 1993, S. 40.

¹² Lipp, Michael: Bildpropaganda im Dritten Reich, St. Katharinen 1999.

¹³ Gilman, Sander: "Die Rasse ist nicht schön" - "Nein, wir Juden sind keine hübsche Rasse!", in: ders./Jütte, Robert/Kohlbauer-Fritz, Gabriele (Hg.): "Der schejne Jid". Das Bild des "jüdischen Körpers" in Mythos und Ritual, Wien 1998, S. 57-74, hier S. 57.

¹⁴ Kohlbauer-Fritz, Gabriele: "La belle Juive" und die "schöne Schickse", in: Gilman, Sander/Jütte, Robert/ dies. (Hg.): "Der schejne Jid". Das Bild des "jüdischen Körpers" in Mythos und Ritual, Wien 1998, S. 109-121, hier S. 109.

¹⁵ Freidl, Wolfgang/Sauer, Werner (Hg.): NS-Wissenschaft als Vernichtungsinstrument. Rassenhygiene, Zwangssterilisation, Menschenversuche und NS-Euthanasie in der Steiermark, Wien 2004; Gilman, Sander/Jütte, Robert/Kohlbauer-Fritz, Gabriele (Hg.): "Der schejne Jid". Das Bild des "jüdischen Körpers" in Mythos und Ritual, Wien 1998.

¹⁶ Gilman, Sander: Seuche in Deutschland 1939/1989: Kulturelle Vorstellungen von Rasse, Raum und Krankheit, in: 1999 Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts 4/1991, S. 63-84, hier S. 73.

¹⁷ So beispielsweise die Figuren Arno Brekers, dessen Arbeiten in der Berliner Illustrierten Zeitschrift Anfang der 1940er Jahre immer wieder gezeigt werden. Siehe Frietsch, Elke: Helden und Engel. Unsterblichkeitsphantasmen in der Kunst des NS-Regimes während der Kriegsjahre, in: Paula Diehl (Hg.), Körper im Nationalsozialismus. Bilder und Praxen, München 2006, S. 129-148, hier S. 143.

¹⁸ Diehl, Paula: Körperbilder und Körperpraxen im Nationalsozialismus, in: dies. (Hg.): Körper im Nationalsozialismus. Bilder und Praxen, München 2006, S. 9-30, hier S. 13.

¹⁹ Gebauer, Gunter: Räume des Anderen, in: Diehl, Paula (Hg.): Körper im Nationalsozialismus. Bilder und Praxen, München 2006, S. 325-330, hier S. 329.

²⁰ Klemperer, Ich will Zeugnis ablegen, 1995.

²¹ Ringelblum, Emanuel: Ghetto Warschau. Tagebücher aus dem Chaos, Stuttgart 1967.

²² Marks, Jane: Die versteckten Kinder, Augsburg 1994.

²³ Zabarko, Boris (Hg.): "Nur wir haben überlebt." Holocaust in der Ukraine. Zeugnisse und Dokumente Berlin 2004.

²⁴ Dwork, Debórah: Children with a Star. Jewish Youth in Nazi Europe, New Haven/ London 1991.

²⁵ Mallmann, Klaus-Michael/ Rieß, Volker/ Pyta, Wolfram (Hg.): Deutscher Osten 1939-1945. Der Weltanschauungskrieg in Photos und Texten. Darmstadt 2003, S. 13.

²⁶ Zur Sexualisierung des „jüdischen Körpers“ vergleiche von Braun, Christina: Religiöse Geschlechterordnung und politische Religion. Der Körper des „Juden“ und des „Ariers“ im Nationalsozialismus, in: Diehl, Paula (Hg.), Körper im Nationalsozialismus. Bilder und Praxen, München 2006, S. 79-90. Zur sexualisierten Gewalt im Krieg siehe Beck, Birgit: Wehrmacht und sexuelle Gewalt. Sexualverbrechen vor deutschen Militärgerichten 1939-1945, Paderborn 2004; Brownmiller, Susan: Gegen unseren Willen. Vergewaltigung und Männerherrschaft, Frankfurt am Main 1980; Seifert, Ruth, Krieg und Vergewaltigung. Ansätze zu einer Analyse, in: Stiglmayer, Alexandra (Hg.), Massenvergewaltigung. Krieg gegen die Frauen, Freiburg 1993, S. 85-108.

²⁷ Satre zitiert nach Kohlbauer-Fritz, "La belle Juive", 1998, S. 111.

²⁸ Zabarko (Hg.), "Nur wir haben überlebt." S. 41.

²⁹ Mallmann/ Rieß/ Pyta (Hg.), Deutscher Osten. S. 15.

³⁰ Heer, Hannes/ Naumann, Klaus (Hg.): Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941-1944. Ausstellungskatalog. Hamburg 1996.

³¹ Löw, Andrea: Juden im Getto Litzmannstadt. Lebensbedingungen, Wahrnehmung, Verhalten, Göttingen 2006, S. 71.

³² Heschel, Susannah: Sind Juden Männer? Können Frauen jüdisch sein? Die gesellschaftliche Definition des männlichen/ weiblichen Körpers, in: Gilman, Sander/ Jütte, Robert/ Kohlbauer-Fritz, Gabriele (Hg.): "Der schejne Jid". Das Bild des "jüdischen Körpers" in Mythos und Ritual, Wien 1998, S. 86-96, hier S. 90.

³³ Die folgenden Ausführungen beziehen sich aus Platzgründen vornehmlich auf Beispiel aus Osteuropa.

³⁴ Interview mit Irina S., 6. Februar 1997, Berditschew/ Ukraine, USC Shoah Foundation Institute for Visual History and Education, University of Southern California, Interviewcode 28818.

³⁵ Hödl, Klaus: Gesunde Juden - Kranke Schwarze. Körperbilder im medizinischen Diskurs, Innsbruck, Wien u.a. 2002, S. 272.

³⁶ Kaper, Jakow: Ein Leidensweg, in: Erhard Roy Wiehn (Hg.), Babij Jar 1941. Das Massaker deutscher Exekutionskommandos an der jüdischen Bevölkerung von Kiew 60 Jahre danach zum Gedenken, Konstanz 2001, S. 71-133, hier S. 73.

³⁷ Blatt, Thomas Toivi: Nur die Schatten bleiben. Der Aufstand im Vernichtungslager Sobibór, Berlin 2000, S. 72.

³⁸ Ringelblum: Ghetto Warschau, 1967, S. 101. Mit Agenten meint Ringelblum Mitarbeiter der polnischen (blauen) Polizei.

³⁹ Löw, Juden im Getto Litzmannstadt, 2006, S. 71.

⁴⁰ Bauman, Janina: Als Mädchen im Warschauer Ghetto, Ismaning 1986, S. 178.

⁴¹ Dwork, Children with a Star, 1991, S. 71. Übersetzung, M.C. Ähnliches schildert Richard Rozen, der sich in Polen als Mädchen verkleidet hatte: „Zu meiner Sicherheit musste ich mich als Mädchen verkleiden. [...] Ich musste üben, wie man als Mädchen zur Toilette geht. Es war nicht leicht! Oft genug kam ich mit nassen Schuhen zurück, aber weil mich alle für zurückgeblieben hielten, war es umso überzeugender, dass ich meine Schuhe nass machte.“, zit. n. Marks, Die versteckten Kinder, 1994, S. 56.

⁴² Marks, Die versteckten Kinder, 1994, S. 32f.

⁴³ Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt am Main 1991.

⁴⁴ Ringelblum, Ghetto Warschau, 1967, S. 101.

⁴⁵ Blatt, Nur die Schatten bleiben, 2000, S. 71.

⁴⁶ Blatt, Nur die Schatten bleiben, 2000, S. 71.

⁴⁷ Kosmala, Beate: Ungleiche Opfer in extremer Situation. Die Schwierigkeiten der Solidarität im okkupierten Polen, in: Benz, Wolfgang/ Wetzel, Juliane (Hg.): Solidarität und Hilfe für die Juden während der NS-Zeit/ Regionalstudien 1: Polen, Rumänien, Griechenland, Luxemburg, Norwegen, Schweiz, Berlin 1996, S. 19-97, hier S. 45.

⁴⁸ Celan, Paul: Gesammelte Werke, hrsg. von Beda Allemann und Stefan Reichert, Frankfurt/Main 1983, S. 41.

⁴⁹ Jüdisches Historisches Institut Warschau, (VII/ 63)

⁵⁰ Jüdisches Historisches Institut Warschau, (VII/ 63)

⁵¹ Gilman, "Die Rasse ist nicht schön", 1998, S. 65.

⁵² Dwork, Children with a Star, 1991, S. 53 und 63.